

Der Adler-Doktor.

Ein Kampf ums Dasein in 5 Briefen von E. d. R. i. f.

Berlin, im Januar 1899. Lieber Hans!

In der Wohnung sah ich nun glücklich. So verlockend wie möglich: Ein großes Kupfergeschloß mit meinem Namen und ganzen Können gleich rechts am Haupte, wo sieben Stufen zu meinem Hochparterre-Quartier führen.

Fünf Zimmer für den Anfang, vier für mich, eines für meine Hausdame. Ganz nettes Kaliber — die Hausdame — meine ich — natürlich kein Kind mehr, aber sonst blond, mäßig, geht am liebsten in Weiß, lacht viel feinerer Küde, als meine Küde es sich angewöhnen darf und fürchtet sich vor mir und dem Weibel nicht — so was man sagt: „bonne gente!“

Im Wartezimmer ist alles bis auf den Spud-Frosch in der Fenecke vertreten, außer den Wartenben natürlich. Mein Ezjimmer strotzt von Kupfer, Bronze, Majoliken und blauweißem Porzellan — es ist eine Freude, darin zu mahlgelien — die weiße Hausdame „bis-a-vis“.

Das Schlafgemach — na — einfach zu schade für einen Baron!

Und all dieser Glanz gepumpt von oben bis unten! Die ganze Menage kostet mich keinen gebogenen Heller, bis auf meine Hausdame, die sich ihre Wage pränumerando ausahlen läßt — der athenische Engel der!

Siehst Du, so macht man es in Berlin! Wer würde mit Dir zusammen in unferm alten Rathstempel auch nur für einen einzigen Dukatens Waaren pumpen?

Im ersten Jahr werde ich, außer durch Fleischer, Bäcker und Gemüsehändler, sehr wenig geniert werden, und im Laufe eines Jahres — du lieber Gott, n hübscher Kerl, wie ich nun doch mal sein soll — ich werde schon „die Weiber führen lernen“, wie Goethe so schön saß. Adieu für heute, meine Hausdame meldet mir, daß serviert ist. Grüße Weib und Kind, um die Du mir seit Jahr und Tag vorwärts bist.

Frñ.

Berlin, im Februar 1899.

Kein, alter Junge, es war immer noch niemand da — außer netzlich Kömer und Bittich zum heißen Brod. Sie waren hoff über mich und meine „environs“ und lassen grüßen. Kömer ist mit Leib und Seele Leutnant und auf dem Wege, sich einen der fettesten Goldfische aus dem Kölnischen Fischmarkt-Viertel zu angeln, und Bittich scheint sich ja vor Waidwebers nicht zu lassen zu wissen — ich habe zwar seinen Namen noch nie in der Zeitung gelesen, trotzdem augenblicklich hochachtungsvoll für Mörder und durchbrechende Banquiers ist.

Frñ.

Berlin, im Februar 1899.

Das Geld liegt auf der Straße! Eben ist vor meinem Fenster ein Rutscher vom Bod gefallen! Ich hatte so viel Geistesgegenwart, nicht direkt durchs Fenster zu gehen, obwohl es gewagt ist, auch nur auf eine Minute den Rücken zu kehren, die Doktorwagen treuzen sich an allen Ecken und Ranten. Nun Gott Lob, ich kam allem zuvor und rettete den Mann in meine Wohnung — die Liquidation überreichte ich seiner Firma. Er verspricht mir dafür das bevorstehende Accouchements seiner Frau — welche Fügung!

Wie ich nun danach noch so in voller Erregung am Fenster stehe und freudvoll auf das Pflaster starre, das mir generös den ersten Patienten beschert, thut sich gegenüber die Thür auf, und ein reizendes Geschöpf mit großen braunen Augen, üppigem dunklen Gelock und einer Lust und Leben sprühenden Sport-Figur allerersten Ranges, schiebt ein elegantes Rad vor sich her auf den Damme.

Ein etwas älterer Bruder (die Aehnlichkeit frappiert), offenbar Zurich, folgt mit seiner Maschine. Beide sitzen mit höchstem Scheid auf, winter nach ersten Etage hinauf, wo Mutter vom Balkon herunternickt und lauten heidi von dannen.

Meine Hausdame, die unbemerkt bei mir eingetreten sein mußte, schämt mir sozusagen den Blick ab, indem sie das Stör vor das Fenster zurückwärteln ließ, das ich fortgezogen hatte, um den vom Rutscher hinterlassenen Blutspürhler intensiver betrachten zu können.

„Wer ist das?“ frage ich und deute mit dem ganzen Kopfe nach der Richtung, in der das rabelnde Paar verschunden war.

„Weiß ich?“ sagte sie, packt das durch den Gang unvorhergesehenen Frau aus seiner Ruhe getarnte ärztliche Handwerkszeug zusammen und verläßt mich mit dem Anstand einer duldbenen Königin.

Der Rutscher, sein Weib und die Roblerin, die rollen und radeln mir nicht aus dem Sinn!

Die Etage da drüben kostet unter Beibehaltung ihre 4000 Mark — all das drum und dran unter Bruder und Schwester getheilt ... meine Hausdame soll Erlaubung einzuziehen. Bin heute zu sehr aus den Fugen — keine Ruhe zum Schreiben. Bald mehr.

Frñ.

Berlin, im März 1899.

Hans, mein Junge!

Ich rade! Worum sollte ich auch nicht, es wird einem ja alles so bequem gemacht — Rad auf Abjagung! Meine Haus-

dame war dafür, daß ich ein Tandem anschaffe, aber ich wüßte vorläufig wirklich nicht, wer bei mir hinten sitzen sollte. So strampel ich einlam den Weg entlang, zunächst nur, wenn es dunkel!

Wie ich darauf gekommen bin? Erstens mal, wer rabelt denn heute nicht in Berlin? Das wäre ja schon ein Grund, und dann — sieh mal, das reizende Mädel von drüben — als ich sie so alle Tage losrabeln sah, da hob es sich förmlich in mir, ihr nachzusteigen und mich ihr, selbst um den Preis einer gewaltigen Karabollage, als Kollege vorzustellen, denn sie hat von meinem Dasein vor der Hand noch gar keine Ahnung. Meiner Hausdame ist es bisher noch nicht gelungen, auch nur das Geringste über sie und ihre Familie auszufundtschaften, sie scheint sogar direkt etwas gegen sie zu haben. Im Adresskalender steht: Arnold Hebe, Fabrikbesitzer — das muß mir vor der Hand genügen.

Also wenn ich das Mädel so wegrabeln sah, föhlt ich fast etwas wie Unruhe, bis ich sie wieder hell und gesund in den Hasen einlaufen sah; und je besser das Wetter und je länger die Tage wurden, desto länger mußte ich warten — ja ja thatsächlich, ich wartete und malte mir die schredlichsten Greuel aus, die ihr inzwischen auf dem Irwissh von Rad passieren könnten. Ich stellte ihr vor, sie wäre gestürzt, und ich säme gerade im rechten Moment, ihr den ersten Verbund anzuheilen und sie nach Hause zu transportieren. Und es tauchten gräßliche Bilder von Unghüksfällen unter den Radlern vor meinem Geiste auf, wie sie täglich in den Zeitungen berichtet werden, und so kam mir dabei eines Abends der Gedanke, daß da eigentlich noch ein gewisses Risiko vorhanden sei, nämlich die augenblicklich eingreifende helfende Hand auf den Radler-Spafaden! Das Geld liegt auf der Straße! Ich sagte ich mir wieder — durch die Frau Rutscher, der ich inzwischen mit Erfolg zu einem frommen Weltbürger verholken, an ihren Gatten erinnere, den ich mit jenem glücklichen Unfall als ersten Patienten von der Straße aufgefunden habe, und — am andern Morgen lenkte ich meine Schritte zur nächsten Fahrrad-Bahn mit dem festen Entschlusse, dem Uebel abzuhelfen und mir eventuell eine dauernde, enträglichke und jedenfalls originelle Praxis zu gründen.

Intelligent — was? Ja, ich war selbst ganz überaus, zu weh! bedeutsamen Konzeptionen eine locklich fortspinnende Gedankenflucht führen kann. Ich lebe nicht nur mit einer fast ästhetischen Ungehuld dem Moment entgegen, wo ich am besten Tage, einigermassen gefahrlos für mich selbst „auf Praxis“ fahren kann. Da der Berg nicht zu Mahomed kommt, muß eben Mahomed zum Berge walfahren — ich bin wohlgenüht unterwegs. Der Kampf ums Dasein will ausgegüßelt sein.

Frñ.

Berlin, im April 1899.

Dein Frñ.
Hans, mein Sobn!
Du hast zu früh gelacht — das Geschick blüht! Ich halte jezt fusojagen meine Spürstunden per Rad dormittags von acht bis zwei auf dem Kurfürstendamm, nachmittags von fünf bis neun Kolonie Grunewald und angeregende Dettschaften ab. Der Kurfürstendamm hat mir bereits sechzehn Fälle gebracht, darunter einen hochinteressanten, der sich allmählich für lebenslängliche hausärztliche Behandlung entwickelt hat. Die übrigen fünfzehn mehr Bagatellen, an die ich aber einige lobende Referenzen gemüßt haben. Denk mal, wenn das so fortgeht! Im Grunewald fiel mir ein herrlicher beliebter Bühnenschüler, halb staupiert, in die Hände. Der arme Kerl hatte wohl schon eine halbe Stunde bewußtlos gelegen, als ich bei einer scharfen Biegung beinahe über ihn hinwegstürzte. Ich habe drei Wochen an ihm herumgerüttelt, bis er wieder auf die Bretter tonnte. Leider hat er keine Familie. Er honoriert fast hübschlich und verlorft mich in unauströflicher Dankbarkeit mit Premieren- und Alltagsbills, auf die meine Hausdame ganz besonders rabiat ist, trogedem ich mich damit gelegentlich ganz gern mal an anderer Stelle billig und gemüß bestest machen möchte, was sie mit geradezu künstlerischem Geschick zu übersehen versteht.

Ueberhaupt weißt Du, sie hat mich auf gut Deutsch ganz unterm Daumen, d. h. natürlich so in allerhöchster Liebenswürdigkeit. Allein ausgehen am Abend — so etwas giebt es für mich nicht. Sie meint, wenn ich verheiratet wäre, dürfte ich das ja auch nicht; also: entweder aus mit ihr, oder zu Hause! Wir vertragen uns sonst vorzüglich, sie hat Charms und Geift, und trotzdem sie kein Geld hat, ist es mir unbegreiflich, daß sie nicht seit Jahren mehr oder minder glückliche Familienmutter ist. Wenn sie also nicht so ohne weiteres gemollt hat und sich jezt meiner mit wirklicher Aufopferung annimmt, so wäre es ja absolute abseufliche Robeit von mir, wollte ich sie nicht mit aller Rücksicht und allem erdenklichen Komfort umgeben. Sie geht so gänzlich in meinen Interessen auf, um mir zu nügen, sie würde selbst mitadeln, aber das habe ich selbstverständlich unter keinen Umständen acceptiert. Wer sollte denn auch toden, wenn sie sich das Bein bricht!

Ogleich es eigentlich doch ihrem eigentsten Vortheil zuwiderläuft, ermahnt sie mich täglich zur Geirath; sie meint, damit wäre im Moment allen

Patientenmangel abgeholfen — zu einem unzertheilbaren Art hätte man kein Vertrauen — namentlich die Damen. Bileicht hat sie recht — Kömer und Bittich behaupten zwar das Gegentheil und legen sogar ihrer Besorgnig unlautere Motive unter. Kömer ist verlobt. 300,000 Mark bar mit, freilich so'n ausgewaschen-blondes nützliches Mädel dazu! Ich nähme mein reizendes „bis-a-vis“ zehnmal lieber für die Hälfte, aber darunter kann ich's ja leider nicht machen. Sie kennt mich übrigens per Distanz seit vierzehn Tagen — da sprang ich nämlich mit ihr zur selben Minute aufs Rad — seitdem grüße ich, winte ihr „Al Heil“ zu und dann fliegen wir nach der entgegengesetzten Richtung auseinander. Die schneidige kleinste Person sucht sich einlamere, poetischere Pfabe. Wenn ihr da nun etwas passiert während meiner Spürstunden auf dem Kurfürstendamm und im Grunewald! Aber das weiß ich, wenn ich eines Tages die nöthige Courage aufgebracht haben werde, dann helfe ich als schützender Engel an ihre Ferren.

Al Heil — bis auf weiteres.

Frñ.

Berlin, im Mai 1899.

Excellent! mein lieber Hans!
Aus angestremtem 5-Stunden-Rennen bin ich als Sieger hervorgegangen! Eine volle Stunde lang schien sie nicht zu merken, daß ich hinter ihr sei — dreißig Minuten später machten wir in einem idyllischen gelegenen Waldtruge Station — sie trank ein Glas frische Wollmilch, ich mehrere Seidel, und nach einfündiger Pause sattelten wir unsere Rosse von neuem, und zwar zusammen, da wir uns inzwischen aus Mangel an Raum an demselben Tische sitzend, durchaus liebenswürdig, wenn auch ziemlich förmel unterhalten hatten. Ich burfte nun neben ihr radeln, und — weih der Himmel, ob wir uns öfter in die Augen als auf den Weg gekudt haben, plötzlich ein Krachen, Sinken, Aufschreien und Verstummen: sie lag hilflos mit umgedrehtem Knochel und verzerrten Sebnen auf dem Wege. Der gute „deus ex machina“ hatte es so eingerichtet, daß wir nur etwa zehn Minuten von einem größeren Bauernhof stationierten.

So setzte ich mich an den Rand des freilich etwas spärlichen Wassergrabens, damit sie den verletzten Fuß küßte, während ich zu dem Gehöst flog, um so schnell wie möglich ein Wagen gelden flott zu machen, das meine neueste Patientin, mich und unsere Köder angefahrde nach Hause beförderte. Wih war natürlich kolossal dankbar. Mutter und Vater schwammen über vor Rührung, nur der Bruder warf mir einen etwas impertinent vielsägigen Blick zu, und murmelte etwas von „selbstam Zufall“ oder dergleichen, wovon ich als Mann von Welt keine Notiz nahm.

Weil Wih nun auf lange Zeit hinaus nicht aus Radeln denken kann und sich recht langweilt, entschloß ich mich raschen Muthes, ihr einen Heirathsantrag zu machen — für irgend etwas ohne jegliche Umstände acceptiert worden. Nur wünscht meine außerordentlich generöser Schwiegerpapa, daß ich von meiner bisherigen „Unfall-Praxis“ ablasse, wogegen er sich dafür bereit erklärt, meine im August einzufegnende Ehe ausreichend klingend zu unterstützen, und auch sonst bis dahin meine etwaigen „rüständigen Angelegenheiten“ zu rangieren. Ich vermute aber, es wird mich noch oft auf die Rad-Schlachtfelder rufen, wie es den Verbreeher immer wieder unwiderstehlich zum Schauplay seiner Untathen treibt. Uebbrigens — meine Hausdame zieht zum 1. Juni. Melwürdigerweise kündigte sie mir sofort, als ich ihr meine Verlobung anzeigte; sie hat eben von Anfang an etwas gegen Wih gehabt.

Ja, was in fünf Monaten in 'ner Stadt wie Berlin alles passieren kann!

Wih grüßt Euch unbekannterweise herzlich, ihr schließt sich an Dein bis in die Fußspigen glücklicher Kommittee.

Frñ.

Neue und seltene Zimmer-Ereidgewächse für den Winter-Stor.

Von Max H esdörffer.

Wer den Zimmergarten im Winter mit schönen Blumen schmücken will, der muß schonzeitig im Jahre seine Vorbereitungen treffen. Nur wenige unserer Winterblüher, namentlich nur wenige des Zimmergartens, entfallen, weil aus fernem Jonen mit anderen Jahreszeiten stammend, naturgemäß ihre Blüthezeit in unseren Wintermonaten. Die meisten unserer Winterblüher machen wir erst zu solchen, indem wir sie durch Wärme über die Jahreszeit hinwegtäuschen, um den Winterschlaf betrigen. Es sind aber nur verhältnismäßig wenige Pflanzen, die sich uns für diesen Zweck zugänglich zeigen, und diese wenigen thun es meist auch nicht leicht, sondern in der Regel erst nach entsprechender Vorbereitung. Die Hauptarbeit dieser Vorbereitung überläßt die Gartenfreundin dem Berufsgärtner, trotzdem muß auch sie zeitig anfangen, wenn sie die doppelte Freude genießen will, schöne Blumen nicht nur im Winter blühen, sondern auch im beabüchtigten Zimmer sich entfalten zu sehen. Auch die gekaufte, die von Fremdehand uns verschrie Winterblume macht Freude,

die selbstgepflegte steht aber unserm Drogen näher.

Wenn nun beginnenden Herbst im Biergarten noch alles in vollem Flor steht, im Obstgarten sich die Zweige der Aepfel- und Birnbäume noch tief unter der Last des Fruchtlegens biegen, beginnen unsere ersten Vorbereitungen zur Erlangung eines schönen Winter-Stores mit dem Einpflanzen von Zwiebeln und Knollen.

Von Hyacinthen, Tulpen und ähnlichen bekannten Zwiebel- und Gewächsen wollen wir hier ganz absehen, flüchtig nur auf die allerdings meist für das Zimmer etwas zu stark wuchsenden Narzissen hinweisen, von welchen aus England so wunderbar schöne Sorten eingeführt werden.

Unter den Treibhousen giebt es viele kaum bekannte Arten, die sich mit Leichtigkeit im Zimmer zum Blühen bringen lassen. Die interessantesten dieser Pflanzen gehören der Familie der Aron-Gewächse oder Araceen an. Die Blumen, im allgemeinen denjenigen der bekannten Calla gleichend, zeichnen sich auffallend durch die feurigen, dunklen Farben des Hüllblattes aus. Es sei zunächst nur eine der hierher gehörigen Pflanzen empfohlen, die ich immer mit bestem Erfolg im Zimmer erprobt, die Trauer-Calla (Arum sanctum) aus Palästina, auch heiliger Arons-Isig genant. Diese Pflanze ist in den Gärten noch nicht lange bekannt und erst sehr wenig verbreitet; sie wird nun in recht nahrhafte Erde eingepflanzt, bis zum Eintritt frostiger Witterung, etwas beschattet im Freien gehalten und dann an das Fenster eines sehr wenig geheizten Zimmers oder zwischen die Doppelten einer Wohnzimmers gestellt. Bei gleichmäßiger Feuchtigkeit entfallen sich hier bald die großen, breit Pfeilförmigen, langgestielten Blätter, denen gegen den Frühling hin die Blüthe folgt. Der Hüllblüten ist schwarz, er wird anfangs von einem bis 45 Cm. langen, ziemlich schmalen Hüllblatt umgeben, das sich bald zurücklegt und dann die herrliche, purpurschwarze Innenseite zeigt. Vom unangenehmen Geruch mancher verwandter Pflanzen hat diese Art wenig, nur zur Zeit des Öffnens der Blüten riecht sie schwach. Stärker ist schon der Geruch bei einer zweiten Art aus gleicher Familie, dem gestielten Saurotatum (Saurotatum pedatum) aus dem Himalaya. Die großen Knollen dieser Pflanzen werden seit zwei Jahren viel eingeführt; sie haben so viele Reservestoffe aufgespeichert, daß sie schon uneingepflanzt blühen, doch ist es besser, sie einzupflanzen und sachgemäß zu verpflanzen. Die Blüthe entwickelt sich leicht bei einer Zimmertemperatur von 15 Grad Reaumur, und zwar noch vor den Wätern. Das Hüllblatt, bezw. Hüllblatt dieser Art ist am Grunde aufgebogen und zu einer Röhre verbacken, nach oben zu frei ausgeklappt und in eine etwas gebrochte, schwanzartige Spitze endend; die Farbe ist außen grünlichgelb, innen gelb mit purpurnen Flecken. Das Ende des Hüllblättchens erhebt sich bogenförmig über das Hüllblatt, es zeigt eine violett-purpurne Färbung.

Brächtige, der aufmerkamen Pflegerin viel Freude bereitende Winterblüher umfaßt die Familie der amorphischenartigen Gewächse. Die auffallendsten und stolzeften Wäber gehören der Gattung Ritterfarn (Amaryllis) an, welche der ganzen Familie den Namen gegeben hat. Diese Amaryliden werden in Gärtnereien in größter Vollkommenheit, mit wahren Rosenblüthen geüchelt. Auf dem fröhlichen Schaft der modernen Blichungen entwickelt sich eine mehrblumige Dolbe ziemlich aufrecht getragener, enorm großer, trompetenförmiger, rother, meist zart geaderter Blüthe. Die Züchter hoffen, auch noch reinweiße Blüthen zu erlangen, und auf der letzten internationalen Gartenbau-Ausstellung zu Genf haben wir eine aus England eingeführte Sorte, bei welcher dies Ziel bereits annähernd erreicht war. Die Amaryliden sind, soweit sie hier infrage stehen, Zwiebelgewächse, die keine ganz vollkommene Ruhezeit durchmachen, weil ihre Wurzeln immer lebensfähig bleiben. Man beschaffe sich Köpfe mit kräftigen, eingewurzeltcn Zwiebeln, stelle sie hell und warm und halte die Erde so lange fast völlig trocken, bis die Blüthenknospe aus der Zwiebel hervorgebrochen und sich etwa 10 Cm. hoch erhoben hat. Von diesem Zeitpunkt ab giebt man regelmäßig mit etwas erwärmtem Wasser und wird nun die Freude haben, schon zu Ausgang des Winters den herrlichen Flor zur Entfaltung gelangen zu sehen.

Zur Familie der amorphischenartigen Pflanzen gehört auch ein bekannter und beliebter Zwerg, das Schneeglockchen. Alle Verluste der Gärtner, diesen lieblichen Boten des Lenzes zu seinen ohnehin kurzen Winterschlaf zu bringen, sind erfolglos gewesen. Durch einen deutschen Sammler sind nun aus der afrikanischen Türkei die Zwiedelchen einer Art eingeführt worden, die eine echte Winterblüherin ist. Diese Art ist das cilicische Schneeglockchen (Galanthus cilicicus); es zeichnet sich durch verhältnismäßig sehr große Blüthen aus und blüht, wenn die Zwiedelchen jezt zu mehreren in kleine Töpfchen gepflanzt werden, bis zum Eintritt des Frostes im Freien bleiben und dann zwischen die Doppelten einer kühlen Stube kommen, vom November bis zum Januar.

Während das Schneeglockchen erst durch die vorangenannte neue Einführung zur Winterblume wurde, ist das mit ihm im Freien fast zu gleicher Zeit blühende Weiden als solche schon lange bekannt. Das Weiden war eben den

gärtnerischen Blichungskünstlern zugängliche, und dadurch sind winterblühende Sorten in großer Zahl entstanden.

Schriftstellernde Frauen.

Von Martha von K e h l e r.

Die Zahl der Frauen, die gerne schreiben wollen, wird immer größer. Die Feine treibt der Wunsch oder die Nothwendigkeit, die Hilfsquellen, die sie besitzen, zu verstärken; die Andern die Lust, ihr Wert und ihren Namen gedruckt zu sehen; viele andere die Uebersichung ihrer Fähigkeiten. Das sind wohl hauptsächlich die Beweggründe, die die meisten Frauen zum Schreiben veranlassen.

Daß die Schriftstellerei sehr verführerische Aussichten bietet, ist ganz sicher. Das Material erfordert fast gar keine Kapitalanlage; man braucht ja nur Schreibpapier, Tintenfaß und ein wenig Federn. Außerdem ist das Schreiben eine ruhige Beschäftigung, die man je nach Gefallen aufnimmt und läßt; eine häusliche Arbeit, die man behaglich am Kamin oder je nach der Jahreszeit am offenen Fenster ausüben kann. Alle diese Annehmlichkeiten dienen wohl dazu, die Schreiblust der Frauen zu erwecken und ihren Ehrgeiz zu erregen.

So sieht man denn auch, wie die Zahl der schreibenden Frauen sich stetig vergrößert. Die Manuscripte von Romanen, Novellen, Stizzen, Auffgaben, Glaubereien u. s. w. laufen in Menge bei den Redaktionen der verschiedenen Zeitschriften ein. Diese Sendungen sind begleitet von Briefen, die oft lieblich und rührend, oft nieberdrückend und traurig sind.

„Geheiter Herr! Da ich für meine Eltern und Kinder sorgen muß, würden Sie ein gutes Wort thun, wenn Sie meine Arbeit annehmen wollten. Bitte, veröffentlichen Sie sie doch so fort, und schicken Sie mir das Honorar so schnell als möglich!“

„Geheiter Herr! In Folge der Stellung meines Mannes bin ich genöthigt, gewisse standesgemäße Ausgaben zu machen, für die das Gehalt nicht ausreicht. Ich habe also gedacht, meine Feder zu verwerthen und damit dem Mangel abzuhelfen. Sie würden mir einen Dienst erweisen und mich zu großer Dankbarkeit verpflichten, wenn Sie mein Manuscript für Ihr Blatt annehmen würden!“ u. s. w.

So vernehmen auch alle detartigen Briefe im einzelnen lauten mögen, sie gleichen sich doch darin, daß sie alle von denselben Anschauungen ausgehen. Die meisten Frauen, die da schreiben, betrachten ihre Arbeit einzig von dem Gesichtspunkt ihrer Interessen oder ihrer persönlichen Wünsche. Sie scheinen sich keine Rechenschaft darüber abzulegen, daß die von ihnen angeführten Gründe, so ehrenwerth und rührend sie auch sein mögen, keinen Einfluß auf die Entschiedungen einer Redaktion ausüben, und naturgemäß nicht ausbilden können. Denn ein Verlag oder eine Redaktion ist kein Wohlthätigkeitsunternehmen, das nur nach rein menschlichen Gründen urtheilen und seine Auswahl treffen kann. Es liegt auf der Hand, daß man nur Beiträge annehmen kann, die in den Rahmen des Blattes passen und einem bestimmten Publikum zufagen. Eine Arbeit, die diese Bedingungen nicht erfüllt, muß ausgeschlossen bleiben, wenn sie auch aus dem edelsten Beweggründe entstanden ist.

Unter der großen Zahl derjenigen, die gern die Schriftstellerei betreiben wollen, finden sich selbst ganz blutjunge Mädchen, denen jegliche Erfahrung mangelt, die noch gar nicht reif genug für die Beobachtung sind, und die sich völlig im Unklaren befinden über den Plan, der Aufbau und Ausbau eines Werkes. Unter diesen jungen Frauen und Mädchen giebt es ganz gewiß viele, die gut unterrichtet sind, die einen gewissen geistigen Schatz besitzen, und ihre Gedanken richtig aussprechen können. Aber das sind nur die notwendigen Bausteine. Man muß sie auch gebrauchen und zu einem geschlossenen Ganzen verbinden können, und da ist die Klippe. Nicht alle Frauen haben die nöthige Einbildungskraft, eine einheitliche und geschlossene Handlung zu schaffen, und das Talent, Charaktere zu gestalten und durchzuführen. In manchen Romanen kommt es vor, daß ein Held, der anfangs mit tausend Fehlern behaftet war, sie im Laufe der Geschichte verliert und zum Schluß wie ein wahrer Engel dahest. Eine solche Wandlung ist mit der Wahrscheinlichkeit doch schwer in Einklang zu bringen.

Um einen Roman zu schreiben, genügt es nicht, daß man zwei- bis dreihundert Seiten füllt. Die Schilderungen, Betrachtungen und Unterredungen, die gewöhnlich den Haupttheil dieser dreihundert Seiten einnehmen, können noch nicht als Roman gelten. Ein Roman wird erst durch die Handlung lebensfähig, nicht durch Berichte von Spaziergängen und Reisen. Dazu kommt noch der Stil. Es ist nicht Jedem gegeben, einen guten Stil zu schreiben; auch das ist natürlich Anlage, die durch gute Lectüre ausgebildet werden muß. Lesen, viel Lesen, ist die Hauptsache.

Goldene Winte für Sängerinnen.

Madame Abelia Batti, jegige Baroin v. Cedertörn, ertheilt unlängst einer jungen amerikanischen Sägerin, für die sich die gefeierte Diva sehr interessiert, einige für Gesangs-künstler beiderlei Geschlechts beherzigenswerthe Rathschlage. „Niemals habe ich“, sagt die erfahrene Sägerin, „die Unvorsichtigkeit begangen, mich zu verwecheln. Ich verwannte und verwende noch auf die Pflege meiner Stimme die äußerste Sorgfalt, aber wer mich persönlich kennt, wird nicht behaupten können, daß ich jemals sehr empfindlich gegen Zugluft, kühle oder feuchte Witterung und dergleichen äußere Einwirkungen gewesen bin. Man hat zwar immer viel von meiner Furcht vor Erkältungen zu schreiben gewußt und eine Reihe excentrischer Mittel angeführt, die ich gebrauchen soll, um mich vor Fehlerkeit und Husten zu schützen. Es ist aber nur wenig Wahres daran. Freilich vermeide ich jeden allzu plötzlichen Wechsel und würde im Winter nie aus einem heißen Konzertsaal unvermittelt in die kalte Nachtluft hinaustrreten, den Hals aber zu sehr zu verweihen, davor kann jeder singende Mensch, dem an der Erhaltung seiner Stimme gelegen ist, nicht bringen genug gewarnt werden. Mein Rath ist folgender: Man muß seinen Körper in jeder Weise abhärten, seine Konstitution zu kräftigen suchen, sich niemals in überheizten Zimmern aufhalten, täglich wenigstens zwei Stunden bei jeder Witterung im Freien verbringen, entweder spazieren gehen oder fahen und sich nicht fürchten, viel frische Luft in tiefen Jügen zu athemen, was selbst bei scharfer Frost nicht schadet, wenn man nicht erhibt ist. Säger, die man, ausgenommen im heißesten Sommer, stets mit hochgeschlagenem Manteltragen, den Hals von einem seidenen Cachenez umwickelt, einberwandern sieht und Sängerinnen, die sich an trüben und kühlere Tagen in eine Umlege von Wagenseden, Tüchern und Spitzenhands im Sintergrunde ihres geschlossenen Coups verbleiden, sind die ersten, die zu hüßten anfangen und fast beständig über Indisposition der Stimme zu klagen haben. Andererseits darf man auch nicht zum Exrem übergehen und sich lange in feuchter, rauher Luft aufhalten, die besonders nach Einbruch der Duntelheit außerordentlich schädlich wirkt. Fühlt man sich nicht gut bei Stimme, so suche man, wenn irgend möglich, vom Auftreten dispensirt zu werden. Vor allen Dingen achte man darauf, daß Kehle und Gaumen niemals unter jenem trocknen, unbefaglichen Gefühl zu leiden mögen, das sich oft bei großer Hitze oder Kälte bemerkbar macht. Ein Südden-Kandiszucker, von dem man stets einen kleinen Borrath bei sich tragen sollte, langsam auf der Zunge zerethen lassen, ist das einfachste und beste Mittel, die ausgeetrodnete Mundhöhle anzufeuchten und feucht zu erhalten.“

Bolscherum.

Wie tief das Verhängnis für Goethe's Person und seine Werte in das Volksebewußsein eingedrungen ist, beweist eine kleine Geschichte, die der „Frankf. Gen.-Anz.“ erzählt. An der Konvikler = Wache in Frankfurt ist in einem Aushängetafeln eine Anzahl von illustrierten Goethe-Postkarten ausgehüllt. Sie zeigen Goethe in Italien, Goethe bei Napoleon, Goethe in Weimar u. A. m. Vor dem Rafen steht eine einfach bügerlich gekleidete Frau und betrachtet lange und nachdenklich die kleinen Bilder. Schließlich wendet sie sich an einen neben ihr stehenden Herrn, dessen Zeit es ebenfalls erlaubt, sich tief in die Betrachtung der Kartenbilder zu verkenken: „Ach, Sie enthußidieren — wer war denn eigentlich das der Goethe?“ — Der Amerebete mag wohl zunächst kein besonders geistvolles Gesicht gemacht haben, dann brachte er zögernd heraus: „Goethe? Goethe war ein großer deutscher Dichter.“ — „Jo — ein Dichter!“ war die gedehnte Antwort. Offenbar war der gute Frau ein „Dichter“ denn doch etwas zu wenig, um eine solche Feiter zu rechtferigen, wie sie sich jezt vorbereitete. Nach einer Weile kam dann die Frage: „Ja — was hat denn der eigentlich gemacht?“ — „Was der gemacht hat? Nun, kennen Sie nicht das Lieb?“ — „Ach ein Knab' ein Küsslein steh'n?“ — „Kein, das kenn' ich nicht. Dar bei das gemacht?“ — „Ja, das hat der gemacht — und noch einiges andere dazu.“ — „So — und — sagen Sie einmal, was ist denn das da, was stellt denn das vor?“ Dabei zeigte sie auf das Bildchen „Goethe in Italien.“ — „Das stellt Goethe dar, wie er in Italien einen Aufzug beschwidigt.“ — „So — war der auch in Italien. Da ist der wohl weit herumgekommen?“ — „Nawohl, der ist jezt weit herumgekommen.“ — „So — ei, da war der vielleicht auch in Würzburg! — Wissen Sie, ich bin nämlich aus Würzburg. Bei uns in Würzburg da hat man das nicht so mit dem Goethe; aber wenn er in Würzburg war, dann ist vielleicht dort auch eine Feiter.“ — „Wer sagen Sie, was ist denn das da, was er in den Kniehosen dahest?“ — „Das ist kein Besuch beim Kaiser Napoleon.“ — „So, war der auch beim Kaiser Napoleon? Was hat der denn bei dem gemacht?“ — „Nun, er wollte ihn halt kennen lernen, er wollte mit ihm bekannt werden.“ — „So, so, ei, da war das wohl jo eine Art a t a i, der Goethe.“ —